

Unverkäufliche Leseprobe



**Leander Steinkopf, Quynh Tran, Simon
Strauß, Katharina Herrmann uvm.**

Kein schöner Land

Angriff der Acht auf die deutsche Gegenwart

2019. 255 S.

ISBN 978-3-406-73997-2

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/27671839>

© Verlag C.H.Beck oHG, München

Bei einem Ausflug an die Isar fassen vier Frauen und vier Männer einen Entschluss: Wir müssen die Kulturnation Deutschland auf den Prüfstand stellen! Sie sind Experten für Mode, Literatur und Kunst, für Theater, Essen und Musik, für die Politik, für Film und Fernsehen. Sie sind die unabhängigen Geister, die hierzulande so dringend gebraucht werden – und so selten geachtet. Herausgekommen ist eine genauso unterhaltsame wie kontroverse Gegenwartsdiagnose, die es so noch nicht gegeben hat.

Steinkopf, Tran, Strauß, Herrmann,
Haffert, Kohout, Gerhardt, Schneider

KEIN

ANGRIFF DER ACHT

SCHÖNER

AUF DIE DEUTSCHE

LAND

GEGENWART

C.H.BECK

Inhalt

An der Isar 7

ESSEN 11

MODE 35

THEATER 63

LITERATUR 95

POLITIK 121

KUNST 147

POPMUSIK 175

FILM UND FERNSEHEN 205

Am Savignyplatz 233

An der Isar

Über Münchens festlichen Plätzen und weißen Säulentempeln, über den antikisierenden Monumenten und Barockkirchen, den Springbrunnen, Palästen und Gartenanlagen spannte sich strahlend ein Himmel von blauer Seide. Die breiten und lichten, umgrünten und wohlberechneten Perspektiven der Stadt lagen im Sonnenlicht des ersten, schönen Junitages. Und am Kiosk nahe der Reichenbachbrücke, oberhalb des kalten, klaren Wassers der Isar, kamen acht Leute aus verschiedenen Richtungen zusammen.

Aus ihrem Büro im altehrwürdigen Hauptgebäude der Ludwig-Maximilians-Universität, das ihr und anderen Theologen einen ausgezeichneten Blick auf die Kastanien des Innenhofes gestattet, war Katharina Herrmann herübergeschlendert. Sie ließ sich an der Theke ein Paulaner Radler geben und war ganz in Gedanken an irgendwelche Theorien, die sie nicht verstand, als sie sich zu den anderen gesellte. Doch dann kam ein Hund bellend auf sie zugerannt, der Mittelschnauzer eines Freundes, wie sie später sagte, nur war das Herrchen weit und breit nicht zu sehen. Der Hund sprang an ihr hoch, und sie tätschelte seinen Kopf, klopfte auf seine Flanken und sagte: «Ja, fein, Lukács! Hast Du gut gemacht, Lukács!»

Quynh Tran hatte wenige Stunden zuvor noch eine Textilfabrik nahe Florenz besucht, wo von Leder bis Seide alles verarbeitet wurde,

was der Luxus so braucht. Sie trug einen Plisseerock, dessen dunkelgrüne Facetten das harte Tageslicht mit Leichtigkeit brachen, kaum dass sie unter die Münchner Sonne trat. Gerade am Flughafen hatte sie noch in die Schaufenster all der Modegeschäfte geblickt. Nun schaute sie sich erstaunt um, wer diese Klamotten eigentlich kauft, denn im ach so schicken München konnte sie nichts von diesem Schick entdecken. Am Kiosk angekommen, tröstete sie sich mit einem grünen Eistee mit frischen Erdbeeren und war sogleich erleichtert. München leuchtete, ihr Rock funkelte, die Eiswürfel im Glas glitzerten, es gab wieder Grund zu strahlen.

Simon Strauß kam von einem Europa-Treffen in Amsterdam – es waren schwierige Zeiten. Doch als er die Isar hinaufschaute und das Münchner Alpenpanorama erblickte, schüttelte er die Probleme des Kontinents mit einem Lächeln von seinen Schultern. Er löste seinen Kragenknopf und noch einen weiteren. Der dritte sprang ganz von selbst auf, wie es ihm ständig passiert. Ja, wie immer war sein Hemd einen Knopf zu weit geöffnet. Er holte sich einen Almdudler von der Theke und nahm einen großen Schluck aus der Flasche, als er zu den anderen trat.

Annekathrin Kohout war aus der Leipziger Schillerlaube aufgebrochen, einem ehemaligen Ausflugslokal, in dem sie wohnt. Und wie könnte man die solide gebaute Leichtigkeit, mit der sie die Welt betrachtet, besser ausdrücken als durch einen dauerhaften Wohnsitz an einem Ort, den man früher nur fürs Freizeitvergnügen besuchte? In der Warteschlange vor dem Kiosk holte sie ihr iPhoneX hervor, auf dessen Rückseite sie einen Krokodil-Sticker geklebt hatte, und als sie schließlich an der Reihe war, ließ sie sich eine Coca-Cola mit Eis und Zitrone geben.

Leander Steinkopf schüttelte noch immer seinen Kopf über diesen

Weinladen, der irgendwie auch ein Buchladen ist, wo sie die Bücher nur nach den Covern auswählen und den Wein nur nach den Etiketten. Er grantelte über alles und jeden, wie er es in der verhassten Stadt gelernt hat. In der Warteschlange vorm Kiosk rückte er seinen Strohhut zurecht, denn die Sonne schien stark an diesem Tag. Dann klagte er dem Kioskwirt, wie furchtbar stockfleckig das hiesige Augustiner schmecke, und nahm sich ein Jever Fun.

Daniel Gerhardt hatte am Morgen noch seinen Sohn zur Kita in Kreuzberg gebracht, dann war er in nur fünfeinhalb Stunden mit dem Vier-Stunden-ICE-Sprinter nach München gekommen. Er besaß eine Reservierung für die zweite Klasse, aber wie immer hatte er zunächst die erste durchschritten, um sich eine Süddeutsche Zeitung zu klauen, die er dann aber ungelesen mit sich herumschleppte, weil er auf der Fahrt lieber Sport-Podcasts hörte. Er hatte noch den Pappbecher vom Bahnhofscappuccino in der Hand, als er den Kiosk erreichte. Er ließ sich einen Flat White hineinfüllen, denn wie immer hatte er seinen Mehrwegbecher zu Hause vergessen.

Noemi Schneider kam aus der Mittagsvorstellung des Film Museums, hatte sich mal wieder «Abschied von gestern» von Alexander Kluge angeschaut. An der renaturierten Isar angelangt, holte sie sich von der Kiosktheke einen doppelten Espresso, schwarz, keine Milch, kein Zucker, und zündete sich dazu eine blaue Gauloise an. Doch sah sie überhaupt das Blau der Schachtel? Schließlich waren die Gläser ihrer großen Yves-Saint-Laurent-Brille so dunkel getönt, dass sie den bunten Frühsommertag wie einen düsteren Schwarzweißfilm betrachtete.

Lukas Haffert flog direkt von seinem Forschungsaufenthalt an der amerikanischen Ostküste ein. Am Hauptbahnhof hatte er ausgerechnet die Nostalgie-Tram erwischt, und nun stand er, seinen Wan-

derrucksack über einer Schulter hängend, auf dem Trittbrett und genoss das selbstgewisse Granteln der Münchner, wo er sich drüben doch ein Jahr lang die Ratlosigkeit über Trumpf hatte anhören müssen. In voller Fahrt sprang er vom Trittbrett ab, holte sich ein Augustiner von der Theke und trat in die Runde. Und als er in Daniels Gesäßtasche die Süddeutsche Zeitung stecken sah, fischte er sich mit geübtem Griff den Sportteil heraus, sodass Daniel es gar nicht merkte.

So waren alle Acht angekommen, durften sich komplett fühlen, auch wenn sie sich kaum erst kannten. Im Laufe des Nachmittags, des Abends wurde offenbar, dass sie sich in Nichts einigen würden, außer darin, dass ein jeder etwas beizutragen hatte, den eigenen Wunsch, den eigenen Schmerz, den eigenen Blick. Und sie dachten sich, alle sollen das Beste tun aus ihrer Perspektive, alle sollen das Beste tun auf ihrem jeweiligen Gebiet. Dann legen wir zusammen für das große Ganze und haben so die Gegenwart erschöpfend erfasst. Sie stießen darauf an – und die Sache war beschlossen. Vogelgesang setzte ein und heimlicher Jubel über den Gassen.

ESSEN

Die Welt in Grund und Boden genießen

Leander Steinkopf

Laugenstangen mit schalem Schnittlauchschmand, dazu Aufbackblättereigteilchen und ein Industrieprosecco, sanft und blumig, der Limonade näher als dem Wein. Die Blättereigteilchen kleben an den untergelegten Papierservietten, sodass man zu jedem Schnecken und Röllchen noch eine Schicht chlorfrei gebleichten Zellstoffs hinzubekommt. Zur Buchvorstellung mit Frühstück war geladen worden, und offensichtlich schämen sich die Veranstalter nicht, dies hier tatsächlich Frühstück zu nennen. Dabei hatte sie niemand gezwungen, auch eine Mahlzeit anzukündigen. Glücklicherweise, wer die Nahrungsaufnahme schon erledigt hat, bevor er hier erscheint. Und trotz der Würdelosigkeit dieser auf drei Cocktaillischen ausgebreiteten Gastlichkeitssimulation beäugen die Buffetbeauftragten die hungrigen Blicke der Gäste misstrauisch, ob nicht jemand vielleicht doch mit größerem Interesse für das angekündigte Essen gekommen ist als für die angekündigte Literatur. Und die Gäste, mit ihrer unüberwindbaren Lust auf alles kostenlose

und Inklusive, nehmen sich trotz der schlechten Erfahrung des ersten Stücks gleich noch ein zweites und sind wild entschlossen, nichts von diesem Backwarenblödsinn anbrennen zu lassen. Sie spülen die Blätterteigkrümel mit der Prickelpörre runter, nicht aus Hunger, Durst oder Lust, sondern einzig aus Trotz.

Billigsekt und Gratisgier

Man findet billigen Perlwein auch auf den Erfolgsfeiern renommierter Verlage und auf den Preisverleihungen von Literaturstiftungen, also dort, wo man halbtags damit beschäftigt ist, Niveau und kulturellen Wert für sich zu reklamieren. Als kürzlich ein Münchner Verlag einen der größten Erfolge der Firmengeschichte feiern durfte, lud die Verlagsleitung die Belegschaft zum Umtrunk während der Arbeitszeit. Champagnerstimmung. Man feierte sich selbst, die Perlen und das Gläserklingen als Selbstbestätigung, die Einladung der Verlagsleitung als kleine Großzügigkeit den Mitarbeitern gegenüber. Die Würde der Veranstaltung verlangte natürlich nach einem passenden Schaumwein. Es war der «MM Extra», der diese Woche bei Penny für € 1,99 im Angebot ist. So eine Brühe schüttet man in München sonst nicht mal in einen Aperol Spritz, dieser Stoff wird vergoren für den sicheren Kater sechzehnjähriger Samstagstrinkerinnen. Sollte sich eine Erfolgsfeier nicht von einer Körperstrafe unterscheiden? Nein, man ist schmerzfrei, bei Champagnerstimmung lässt man Plastikkorken knallen. Wohlwollende würden sagen, dass der Billigsekt eine Botschaft der Bodenständigkeit sei. Aber dann hätte man schließlich einen Kasten

Augustiner kaufen können. Ganz hervorragend ist auch das Münchner Leitungswasser.

Knallende Plastikkorken braucht man nur zum Feiern. Für Sektempfänge reicht auch der stumme Schraubverschluss, der zudem einen entscheidenden Vorteil hat: Während der Verleihung einiger der wichtigsten Preise des deutschen Literaturbetriebs kann eine Assistentin im selben Raum die Gläser für danach füllen, ohne die Zeremonie zu stören. Nur ein leises Zischen ist manchmal zu vernehmen, von dem Schulterklopfen auf der Bühne verlässlich übertönt. Ausgeschenkt wird hier der «Prosecco frizzante» der Handelsmarke «Mario Collina», der bei Aldi Süd für € 2,69 erhältlich ist. Er ist bestens geeignet für perlweinbasierte Mischgetränke mit deckstarkem Sirupanteil. Unter Zuhilfenahme eines in den letzten Jahren populären penetranten Bio-Ingwersirups kann man daraus etwa ein Getränk mischen, das perlt und nach Ingwer schmeckt, also insgesamt verzichtbar ist. Hier wird dieser Perlwein natürlich pur ausgeschenkt, aber findet gierige Abnehmer, ist er doch feuchter als die trockenen Reden zuvor. Der Verlauf des Abends ermöglicht eine Deutung der Getränkewahl. Er wird dominiert von abtritts-verweigernden Alt-68ern, die mit ihrer gepflegten Ablehnung aller Umgangsformen der Veranstaltung ihre Formlosigkeit geben. Das übliche Renteneintrittsalter ist keine Hürde für solch Berufene; dass es Menschen nach ihnen gibt, die nach oben streben, ficht sie ebenso wenig an wie die Tatsache, dass es Menschen um sie gibt, die ebenfalls Bedürfnisse haben. Ihre Selbstbezüglichkeit ist ein antifrages System, das jegliche Stöße von außen in ein noch stabileres Rotieren um sich selbst umsetzen kann. Und die Gäste trinken ihren Prosecco, selbst

ich habe einen Schluck davon genommen, weil wir alle zuweilen eine Schwäche in uns haben, die man Empathie, Zurückhaltung oder Höflichkeit nennt, und die es gerade den schlimmsten Altlasten dieser größenwahnsinnigen Generation erlaubt, die klaren Sinne der jüngeren Menschen weiterhin mit ihrer billigen Brühe zu verkleben. Dies müssen wir schlucken, wenn wir überhaupt etwas haben wollen. Ja, wir trinken diese billige Brühe. Unsere Erleichterungen sind es, die wir am härtesten büßen müssen.

Doch es gibt sie noch, die guten Buffets, denen man keinen Geiz anmerkt, selbst im sogenannten literarischen Leben. Nur locken diese die Gier der Gäste umso erschreckender hervor: Der Firnis der Zivilisation reißt, als würde im Supermarkt eine zweite Kasse geöffnet. Völlig unbedeutende Veranstaltungen im Literarischen Colloquium Berlin oder im Literaturhaus München sind bis auf den letzten Platz besetzt, einzig weil die Buffetpläne öffentlich wurden. Man muss davon ausgehen, dass Leute, die sich stundenlangen Literaturzeremonien aussetzen, um hinterher kostenlos zu essen, auch der sogenannten Kultur ein Stück weit zugeneigt sind. Folglich muss man zwischen ihrer Selbstbedienungsmentalität und ihrem Kunstinteresse eine Verbindung ziehen. Kultiviertheit ist mit Würdelosigkeit vereinbar. Wie sie schieben und rennen, in jede Lücke springen und sich keines Vorwands zu schade sind, um in der Warteschlange einen Platz gut zu machen. Wie sie lächelnd sich dazwischendrängen, dabei glauben, die anderen Menschen seien mit der gleichen Leichtigkeit betrogen, mit der sie sich selbst betrügen. Wie zivilisiert sind hingegen die Schlangen vor den Münchner Tafeln, wo nicht die mit Distinktionsbedürfnis

anstehen, sondern jene mit Bedürftigkeitsnachweis. Es ist also kein Unterschichtenphänomen, sondern ganz im Gegenteil eines der gehobenen Mittelschicht. Vor Jahren berichtete mir eine Freundin davon, wie sie im politischen Brüssel in einer Buffetschlange stand und der damalige Bundestagspräsident sich vor sie drängelte, wohl müde und hungrig vom tagtäglichen Pochen auf respektvollen Umgang. Die Deutschen trieb schon immer die Lust an der unverschämten Bereicherung, egal ob sie sich dereinst in den Geschäften mit den kaputten Scheiben bedienten oder heute beim All-You-Can-Eat dem Gastwirt die Gewinnmarge kleinfressen. So erlebt man an deutschen Buffets entweder den Geiz des Gastgebers oder die Gier der Gäste, in jedem Fall aber den Mangel an Achtung des Anderen, an gegenseitigem Respekt. Und hinter diesem fehlenden Respekt für den Mitmenschen steckt oft ein Mangel an Selbstachtung, wie man ihn an jedem Werktag um die Mittagszeit beobachten kann.

Selbstbedienung und Selbstverachtung

Das euphemistisch «Parkstadt Schwabing» benannte neue Münchner Wohn- und Gewerbegebiet nördlich des eigentlichen Schwabings, westlich der A9 und kurz bevor die Stadt nach Norden ausfranst, ist von der gleichen architektonischen Unmenschlichkeit geprägt wie so ziemlich alles, was in Deutschland neu gebaut wird. Das Wohngebiet besteht aus gereihten Lagerhäusern zur Verwahrung der unproduktiven Hälfte des Lebens, von jeder Möglichkeit zur Begegnung befreit. Neben der totalen Isolation der Gebäude scheint auch die

totale Isolation der Menschen Maxime zu sein, weder physikalischer Wärmeaustausch soll stattfinden noch der Austausch menschlicher Wärme. Kneipen und Cafés hält man auf Distanz, sind sie doch bloß Egelgruben, die Produktivität absaugen, indem sie zum Verträumen laden, zum Versacken verführen oder schlicht die Nachtruhe stören. Im selben Geist ist das angrenzende Gewerbegebiet gestaltet, wo etwa Fujitsu, Osram und Amazon heimisch sind, nur fällt es naturgemäß weniger auf, dass es dieser Arbeitszone an Lebenswert mangelt. Man merkt es erst in der Mittagspause.

In diesem Gewerbegebiet gibt es nämlich einen Geschäftskomplex, die übliche Kombination aus Supermarkt, Discounter und Drogeriemarkt, aus Bäckerladen, Kettenmetzger und Asia-Imbiss. Woanders würde sich dieser Komplex zur Mittagszeit leeren, hier aber füllt er sich. Es sind die jüngeren Angestellten mit den befristeten Verträgen, die jede unbezahlte Überstunde gerne machen für das Land, in dem wir gut und gerne leben, und sich hier ihr Mittagessen holen. Strammen Schritts legen sie die Strecke vom Bürohaus hierher zurück, zwei bis fünf Kollegen nebeneinander aufgereiht, ins Gespräch über Firmendinge vertieft. Das Gespräch reißt nicht ab, wenn sie sich an der langen Salattheke des Supermarktes eine Kunststoffschale füllen, wenn sie sich aus der Kühltheke, hinter der ein eigens angestellter Supermarkt-Sushi-Koch frische Rollen zu Häppchen schneidet, eine Plastikpackung Sushi nehmen, es reißt auch nicht ab, wenn sie an der Metzgertheke auf in Alufolie geschlagene Leberkäsemmeln warten. Die Frage der Metzgerin nach süßem oder mittelscharfem Senf platzt in das Gespräch wie eine verfrühte Putzfrau in den Konferenzsaal. Erst in einer der

Kassenschlangen, die zu dieser Zeit bis weit zwischen die Regale reichen, bestehend aus fünfzig dieser Kollegengröppchen, verstummen sie im Ärger über die Zeit, die man hier ans Warten verschwendet. Doch kaum den Kassenzettel in der Hand, nehmen sie das Arbeitsgespräch wieder auf, das sie in raschen Schritten zurück an ihren Schreibtisch führt, wo sie ihr Mittagessen vor dem Computermonitor verzehren. So schwimmen sie mit im Strom der Massen. Ganz selbstverständlich achten sie die Arbeit höher als sich selbst, gönnen sich die Pause nur, insofern sie dem Dienstherrn dienlich ist. Man sieht sich als Maschine, die eine Tankfüllung braucht, nicht als Seele, die Muße fordert.

Diese Verachtung der eigenen menschlichen Natur bemerkt man auch an den Ernährungsmythen, mit denen die Deutschen sich selbst betrügen. Mal ist es die mediterrane Kost, von der man sich Gesundheit verspricht, genauer gesagt das Olivenöl. Dann neidet man den Franzosen ihre Langlebigkeit und hat die Ursache dafür im Rotwein gefunden, genauer gesagt in dessen Phenolen. Schließlich saugt man begierig die Studien auf, nach denen Kaffee Kreislaufkrankungen und Hirnverkalkung vorbeugen soll. Auch für Tee findet man solche Studien. Olivenöl, Rotwein und Kaffee braucht es demzufolge für das lange und gesunde Leben. Man behandelt diese Genussmittel wie Zusatzstoffe im Motoröl. So nehmen die Deutschen lieber Fischölkapseln ein als Fisch zu essen, lösen lieber Vitamin-C-Tabletten auf als Orangen zu schälen und mögen lieber Eisenpräparate als Leberpastete. Die anderen haben die Kochkunst, wir haben die Ernährungswissenschaft. Doch was ist, wenn all diese Forschungsergebnisse im deutschen Raum nicht gelten? Womög-

lich ist es gar nicht das Olivenöl, das den Kreislauf schützt, sondern das ausgiebige Mittagessen, gesellig und gemütlich, das eine Insel der Ruhe schafft in der tagtäglichen Hatz. Vielleicht sind es nicht die Phenole im Rotwein, die den Infarkt verhindern, sondern das soziale Drumherum, die Familie und die Freunde, mit denen man ihn trinkt. Vielleicht ist es nicht das Koffein im Kaffee, das vor Alzheimer schützt, sondern die paar Minuten Muße, der Auslauf für die Gedanken, der sie vor Trägheit bewahrt. Dann ist natürlich alle Wirkung dahin, wenn man den Salat mit Olivenöl vorm Computerbildschirm isst, den Rotwein auf der Couch zum Tatort trinkt, den Kaffee im Laufschrift aus dem Becher schlürft zwischen zwei Terminen. Es braucht dann kein Superfood, sondern Respekt vor der eigenen Menschlichkeit. Es ist ein Mangel an Selbstachtung, den eigenen Bedürfnissen keine Aufmerksamkeit zu schenken. Wenn sich der Deutsche etwas gönnt, dann ist es die Detox-Woche nach dem Oktoberfest, so wie man in der Waschanlage dem Auto mal die Intensivpflege spendiert. Essen ist auch ein soziales Bedürfnis, und tatsächlich haben die dafür vorgesehenen Institutionen ja einmal existiert. Doch der Stammtisch und das Kaffeekränzchen, diese Versammlungen und Verlangsamungen sind fast verschwunden, ihr Muff ist hinweggefegt, eingetauscht gegen ein flott gelogenes «Lass uns bald was machen» im Vorbeigehen und den Selbstbetrug des «noch schnell eine Kleinigkeit essen» in einem unbewusst durchhetzten Tag. Mit dem Muff trieb man die Menschlichkeit aus, wie es sich heute auch in Ressentiment und Häme gegen den Mettigel zeigt. Der Klumpen gesalzenen Schweinehacks, mit Zwiebelstücken zum Stacheltier gespickt, ist ein größerer Akt der Menschenfreund-

lichkeit auf dem Abendbuffet als etwa ein Couscoussalat. Der Mettigel, das ist nicht einfach Mett, das ist Mett mit ästhetischem Wollen, Mett mit Mühe, Mett als Hinwendung an die Gäste. Einen Mettigel macht man nicht für sich allein. Einen Couscoussalat hingegen schon.

Dabei fällt den Deutschen sehr wohl auf, dass sie sich dem Genuss verweigern, doch erscheint es ihnen nicht als Sünde an der Sorge um das Selbst, sondern als peinliche Abweichung von den internationalen Normen der Lebensart. Genuss ist ihnen nicht Entspannung und individuelle Freiheit, sondern Strammstehen zum Appell, eine Wettbewerbsdisziplin, die Perfektion verlangt. Man bemerkt es an Hoffnung und Fall der deutschen Kaffeekultur. Der allgegenwärtige Filterkaffee war überwunden, es schien besser zu werden, doch unter dem frisch verbreiteten Milchschaum tat sich nur das altbekannte Schisma auf zwischen Hochtechnologie und Tiefenhuberei, wie es für das deutsche Denken typisch ist.

Kaffeersatzspießerei

Menschen, die sich selbst wie Vollautomaten behandeln, trinken auch am liebsten Vollautomatenkaffee. Sie lassen sich in der Büroküche einen Cappuccino raus oder bezahlen an der Kaffeobar eine andere Person dafür, den Knopf für sie zu drücken. Sodann trinken sie ein Espressomischgetränk, in dem aber überhaupt kein echter Espresso steckt, denn die Maschinen gehen verheerende Kompromisse mit der Automatisierbarkeit ein bei der Wasserpumpkraft und dem Anpressdruck des Kaffeepulvers. Wem aber das Ergebnis egal ist, der holt sich mit dem

Vollautomaten eine große Erleichterung nach Hause oder ins Café. Andererseits könnte man mit dem gleichen Argument auch auf Dosenfutter und Mikrowellenkost umsteigen. So kommt wieder das übliche Klischee über die Deutschen zum Vorschein: technisch versiert, aber stil- und geschmacklos. Sie mögen sich für Dichter und Denker halten, überall weiß man aber: Sie sind Chemiker und Ingenieure. Man kann den Vollautomaten aber auch als soziale Errungenschaft sehen. An den so angesehenen, aber rückständigen, weil manuell zu bedienenden Siebträgermaschinen hauen die studentischen Teilzeitbaristas für Mindestlohn Eisen auf Eisen, stehen ohne Gehörschutz vor dröhnenden Mühlen und arbeiten ohne Handschuhe mit brühheißen Dampf. Das klingt nicht nach urbanem Studentenjob, sondern nach der Frühphase der Industrialisierung. Deutschland zeigt sich selten so menschenfreundlich wie in seiner Verbreitung des Kaffeevollautomaten.

Natürlich ist zur Vollautomatisierung auch wieder die Gegenbewegung zu finden, wie sie in Deutschland Tradition hat. Sie liegt in der absurden Verbreitung sachlich eingerichteter Röstereicafés in den prenzbergisierten Innenstadtvierteln, wo bierernste Baristas den erleichternden Kaffeegenuss mit Bleikugeln von Bedeutung beschweren. Jedenfalls führt sich der entwurzelte Weltbürger mit Herkunftskaffees anscheinend eine besonders heilsame Flüssigkeit zu und berauscht sich gleichzeitig an der lokalen Produktion in Kleinstmengen, der Absage an die rationalisierte Produktion, die das kontemplative Großstadtleben eigentlich erst ermöglicht. Welch eine schwerfällige Romantik ist in diesen urban verbrämten Cafés zu Hause! Sie fügt sich ein in die kiezspezifische Doppelmoral, gleichzeitig

grün zu wählen und auf großem Fuß zu leben. Es ist die Fortschrittsverweigerung derer, die vom Fortschritt so selbstverständlich profitieren, dass sie ihn am weitesten von sich weisen können. Sie wollen, dass ihre Restaurants mit dem Lastenfahrzeug beliefert werden, fordern Lebensmittelpreise, die nur für sie erschwinglich sind, und biologisch-dynamische Esoterik in der Landwirtschaft statt Pflanzenschutz und Kunstdünger. Am liebsten mögen sie die Ideologie, die ihnen ein gutes Gewissen bringt und den anderen die Nachteile. Und diese Ideologie soll aus dem Kaffee herauszuschmecken sein. Sie verfolgen den Bohnenursprung bis in die letzte Verästelung, um vielleicht dort ihre Heimat zu finden. Sie suchen nach dem rechten Röstgrad wie nach der Badetemperatur für ihr Neugeborenes. Sie experimentieren mit der Kaffeemischung, als wäre es ihr Homunculus, als könnten sie ihren Seelenbruder brühen. Keine halben Sachen, keine Entspannung, nur sorgsam geschlürfte, verbissene Perfektion. Wenn die Deutschen Genießer werden, dann um den Rest der Welt in Grund und Boden zu genießen.

So gibt es die üblichen Exzesse von maßloser Rationalisierung einerseits und romantischem Kult um Herkunft und Handarbeit andererseits. Im ersten Extrem wird nichtssagende Plörre ausgeschenkt, im zweiten Extrem herrscht die Diktatur des Interessanten, in der alle Aromen erwünscht sind, außer jene, die den Anschein erwecken, dass es sich um einfachen Kaffee handelt. Dabei wünscht man sich nichts anderes als einen Kaffee ohne Vollautomaten und ohne Vollidioten. Tatsächlich findet man ihn, und zwar in den italienischen Kulturvereinen der schlechteren Viertel, wo man bei Neonlicht Karten spielt und der Espresso gerade so bedeutungslos ausgeschenkt

wird wie in der Kneipe gegenüber das Warsteiner. Es mag enttäuschend klingen, diese Pilsstubenpiefigkeit als Utopie für den deutschen Kaffee betrachten zu müssen. Doch sie ist die beste Absicherung gegen die übergriffige Moral und die entmenslichende Mechanisierung, zu der alles in diesem Land tendiert. Nur ist die sichere Piefigkeit in Deutschland gefürchteter als alles andere. Man will sie abschütteln um jeden Preis.

Die schmutzigen Hände

Die beiden Kinder, die ungeschiedene Ehe, der gerade Lebenslauf, die gute Gesinnung und das ökologische Gewissen, darin liegt das gute Leben, in Ordnung und Reinheit. Doch manchmal kommen die Zweifel, ob nicht für den Schmutz das Dasein lohnt. Dieser Konflikt entflammt auch an der entzündungshemmenden Wirkung des Knoblauchs. Ebenso an Olivenöl und fettem Seefisch, an Weidemilchbutter und starken Gewürzen. Sind sie doch so dionysisch, nicht gesteiht, nicht gebügelt, nicht rein wie die Klinik, wo doch alle Gesundheit liegt. Dieser Zweifel nährt die deutsche Italiensehnsucht. Zumindest für ein paar Tage im Jahr gönnt man sich die Erleichterung, dass man auch hinter verfallenden Fassaden leben kann. Aber noch wichtiger ist natürlich das Essen. In den engen Straßen der Altstadt von Genua irren nachts die Betrunknen nach Hause und finden immer eine stille Ecke zum Urinieren. Am nächsten Tag, auf dem Weg zum Pranzo, mischen sich dann die Gerüche aus den Küchen mit dem Urin an den Fassaden und erzeugen das lockende Aroma der Ambivalenz. Hier lässt man hinter sich das Leiden am Reinen. Schmutz und Lust fallen in Eins und

graben sich tief in die Erinnerung, während in der Heimat alle Erlebnisse leicht abwischbar sind.

Ohne Grenzübertritt und ohne Urin findet der Deutsche im Knoblauch dieselbe Ambivalenz: Abenteuer oder Absicherung, Wagnis oder Schuld. Bei Abendessenseinladungen werden die zwei Zehen im Zaziki entweder in draufgängerischem Tonfall ausgerufen: «Da ist ordentlich Knoblauch drin!» Oder die zaghafte Zehe im Schmortopf wird entschuldigend, warnend, pflichtschuldig angesagt: «Aber wir haben etwas Knoblauch reingemacht.» Eigentlich wird den Inhaltsstoffen des Knoblauchs ja blutdrucksenkende Wirkung zugeschrieben, die kulturelle Pelle des Knoblauchs bringt das deutsche Blut aber verlässlich in Wallung.

Knobi, Knofi, kein anderes Nahrungsmittel hat ein so geläufiges Kosewort. Geht es also bei Knobi um den Ausdruck von Vertrautheit, um Verniedlichung also, oder etwa um Verharmlosung? Alles zugleich. So wie man Sternchen einfügt oder Pieptöne, um zu verbergen, was ohnehin offensichtlich ist, so sagt man Knofi, als machte es einen Unterschied. Es ist eine verdruckste, feige Sprache, die sich hier offenbart. Wenn jemand das Wort Knofi benutzt, sollte man ihn zur Rede stellen. Ja, es gibt dieses deutsche Bedürfnis nach der Erweichung, der Verniedlichung der harten Realität. In Knobi und Knofi steckt das Anheimelnde, die Vertrautheit. Da der Knoblauch im öffentlichen Raum ein Tabu ist, taugt er zum Marker des Privaten. Der Knoblauch bindet einen an den Schiffsmast, wenn die Sirenen der sozialen Pflichten singen. Mit dem Zaziki am Abend ist die Privatheit des Folgetages entschieden, daher der süße Beigeschmack, der im Kosenamen zum Ausdruck kommt.

Man lässt den Knoblauch in die Familie und er lässt sie unter vereinter Fahne segeln. So ist Knoblauchkonsum zugleich das Zärtlichste, was man zu zweit tun kann, und das Rüdeste, was im öffentlichen Raum noch nicht strafbar ist. Ja, die Wahrheit über die Deutschen liegt in einer Knolle, aber die Kartoffel ist damit nicht gemeint.

Die eingeschliffenen Scherze der Dönermänner, die «extra Zwiebeln» sagen, wenn der Kunde «ohne Zwiebeln» bestellt hat, die einen Griff nach der Knoblauchkelle andeuten, wenn der Gast die Joghurtsauce geordert hat – für einen ehrlichen Lacher reichen sie nicht mehr, diese altbekannten Witze, aber doch für eine Sekunde blanken Terrors auf der fettfreien Seite der Glastheke, als hätte der Dönermann mit den Worten «extra Zwiebeln» eine Drohung ausgesprochen, als griffe er nicht nach der Knoblauchkelle, sondern nach dem Baseballschläger. Und manchmal, wenn kein Betrieb im Laden ist und das Fleisch am Spieß erst noch brutzeln muss, wenn die Stille mit breiten Schultern im Raum steht und mit kühlem Blick ein Gespräch erzwingt, dann klagt zuweilen der Dönermann, dass diese Deutschen keine Zwiebeln essen und keinen Knoblauch, ja was dies für ein Döner sei ohne dies beides, was für ein Leben ohne es. Und der Kunde pflichtet ihm bei, erwähnt die verspeisten Zwiebeln des letzten Monats und den Knoblauch, den er für das Samstagsessen plant, um zu betonen, dass man einander nicht völlig fremd ist. Doch eigentlich ist dieses Gespräch, genauso wie die verbrauchten Späße, ein Spiel zur Erzeugung von Andersartigkeit. Der Kunde, wie er vor Zwiebeln und Knoblauch zurückschreckt, sichert seine Identität: Zivilisiertheit statt roher Zwiebeln, Kultiviertheit statt Knoblauch-

sauce. So kann er dann den Dönerladen verlassen, zwar ein bisschen verkniffen, ein bisschen bieder sich fühlend, aber stets mit dem guten Gefühl, der Garant gegenseitigen Respekts zu sein, wenn auch selbst auf der überlegenen Seite. Dies bekommt man nämlich in diesen Dönerläden: Selbstgewissheit, ohne scharf, zum Mitnehmen. Und der Dönermann lächelt dem Kunden nach, belächelt ihn: noch fünf Stunden am Spieß, doch sicher kein Spießler.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de